

Das Ende einer Begeisterung

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **16 (1936-1937)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und im letzten Augenblick betriebsam werden zu müssen — und uns ermöglichen, in aller Ruhe und aufrechter Haltung, vertrauend auf die im Frieden zur Entfaltung vorbereiteten, gesunden und starken Wehrkräfte unseres Landes und Volkes, sagen zu können:

Wir sind bereit!

Das Ende einer Begeisterung.

Von Eduard Blocher.

Eduard Ziehen macht in seinem hübschen und gehaltreichen Büchlein: Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750 bis 1815 (Frankfurt 1922) den Schlußstrich beim Jahre 1815. In der Tat endigt mit den deutschen Freiheitskriegen die auf Haller und Rousseau fußende Natur- und Gebirgsschwärmerei der Aufklärungszeit und die Rütli- und Tellschwärmerei des Revolutionszeitalters. Aber eine Art mehr abgeklärter und ausgeglichener Schweizerbegeisterung gab es auch nachher noch, teils Nachklang und Ausklang der früheren, teils seelische Erscheinung neuer Prägung; denn, wenn die literarisch berühmten, sozusagen klassischen und bahnbrechenden Schweizerreisen dem achtzehnten Jahrhundert angehören, so wird dafür im neunzehnten die Schweizerreise in Deutschland (und ähnlich in England) eine Sache weitester Kreise, eine Massenangelegenheit. Dazu wird unser Land als Pflegestätte erzieherischer Hochziele und modern demokratischer und sozialer Neuerungen für den Liberalismus des gesamten deutschen Sprachgebietes Vorbild, woraus sich wieder eine Art Schweizerbegeisterung für große Gruppen von führenden Geistern und ihren Anhang ergibt.

Gar keine Frage: wir haben, wir Schweizer, in Deutschland durch das ganze letzte Jahrhundert und bis an die Weltkriegsjahre heran einer besondern und angenehmen Stellung genossen. Die deutschen Studenten beschwerten sich nicht selten darüber, daß ihre Lehrer uns Schweizer vorzogen und verwöhnten. Der Schweizername war angesehen und öffnete Türen und Tore. Manches uns gespendete Lob war übertrieben, so daß wir es ehrlicherweise ablehnen oder einschränken mußten. Die meisten unter uns freilich, besonders die Patrioten und Nationalisten, die in der Schweiz nämlich nicht anders sind als anderswo, glauben gern an unsere Unübertrefflichkeit und schreiben die Begeisterung der andern der eignen Unwiderstehlichkeit zu. Jedenfalls haben wir uns nie verpflichtet gefühlt, die Liebe der Deutschen mit Gegenliebe zu vergelten, sondern wir dachten eher, man würde uns nicht so sehr gern haben, wenn nicht gute Gründe dafür vorhanden wären, und so etwas nötige nicht zu Gegenleistungen. Ein alter Herr, der in den Jahren seines Ruhestandes ausgedehnte Fußwanderungen in Süd-

deutschland unternahm, sagte mir (es war kurz vor Kriegsausbruch) bei der Heimkehr von einer dieser Reisen: „Wohin ich komme, sehe ich mich mit Freude und Freundschaft aufgenommen, sobald ich mich als Schweizer zu erkennen gebe, und die Leute wissen nicht genug Gutes über die Schweizer zu sagen; ich mußte mich oft schämen, wenn ich daran dachte, wie wir über die draußen sprechen, abfällig und gehässig urteilen und keinen guten Faden an ihnen lassen. Es ist eigentlich nicht recht.“

Alle Beobachter des Zustandes werden darin einig sein, daß es in jener Vorkriegszeit und auch nachher noch einige Zeit so stand, wie der erwähnte alte Herr es gezeichnet hat: von der deutschen Seite freundliche Zuneigung, von unserer Seite kühle, oft genug häßliche Abkehr. „Wie schade,“ meinte damals ein Deutscher, der schweizerische Verwandte hatte und zur Schweiz ebenso in einem Verhältnis warmer Liebe stand, wie er sich zum eigenen, deutschen Staat recht kritisch verhielt, „daß ihr euch so stachelig und ablehnend zu uns stellt.“ Aber einen der Hauptgründe für dieses Verhalten der Schweizer berührte er ohne Wissen selbst, als er seine Schwester auslachte, der gegen ihre beabsichtigte Verheiratung mit einem Schweizer als einem Ausländer Bedenken aufstiegen: „Ausländer, einen deutschen Schweizer nennst du einen Ausländer?“ Eben dieses uns entgegengebrachte Zusammengehörigkeitsgefühl war es ja, wogegen wir uns wehrten. Möchte es sich auf geschichtlich fühlende Kreise im Reich beschränken, von Bodmer-, Klopstock- und Goetheerinnerungen, von Volksliederstimmung und ähnlichem unterbaut und noch so gut — das ist es ja eben: a l l z u g u t! — begründet sein, wir sahen zunächst vor den Türen unseres kleinen Hauses ein mächtig gerüstetes Reich spornklirrend, straff und stramm und unternehmend, von starker wirtschaftlicher Stoßkraft, das uns in allzugroßer Zahl fähige und geschickte Leute herüberschickte, und das war uns nur halb recht, und wenn nun die Angehörigen dieses Reiches noch in gutmütiger, aber von wenig Menschenkenntnis zeugender Zudringlichkeit meinten, wir gehörten ja zusammen, dann schöpften wir Verdacht und rollten uns wie der Igel in unsere Stachelhaut. Das hinderte uns nicht, die Vorteile zu genießen, die uns die Haltung der andern bot, die Gastfreundschaft, die wir in den gebildeten Kreisen Deutschlands fanden, den Geldgewinn, den unser Land aus dem Fremdenbesuch zog, die wertvolle Mitarbeit ausländischer Gelehrter an der Erforschung unseres Landes, die Verbreitung schweizerischer Werke durch den deutschen Buchhandel, den leistungsfähigsten der Welt.

Heute ist nun die Lage vollständig verändert. M i t d e r — ich brauche wieder den Ausdruck Eduard Ziehens — d e u t s c h e n S c h w e i z e r b e g e i s t e r u n g ist es vorbei. Im Laufe der letzten zehn oder fünfzehn Jahre hat sich ein Umschwung vollzogen. Davon wissen die im Reich lebenden Schweizer zu erzählen. Es gibt unter ihnen solche, die in Gesellschaft ihr Schweizertum verstecken, während sie noch vor zehn Jahren damit Staat machen konnten. Der reisende Schweizer sieht sich überall mit

respektvoller Verbindlichkeit empfangen, aus der er heraushören kann: „Schweizer? Alle Achtung! Muß gut behandelt werden, ist zahlungsfähig.“ Lust zu ungezwungenem Blaudern zeigt niemand. Kommt aber die Rede darauf, daß die Schweiz auch von der Krise bedroht sei, so entgeht einem die Schadenfreude nicht, die dabei mitspricht, ja man kann sie begründen hören: „Die haben sich lang genug an uns bereichert mit ihren unverschämten Gasthofrechnungen.“ (Das war ja von jeher der Alpdruck des deutschen Schweizerreisenden: die Angst, man nehme ihm zu viel Geld ab.) Die höflicheren Leute bestätigen uns anerkannt tüchtigen Erwerbssinn und fügen etwa hinzu: „Wir sollten es auch so machen.“ Kurz gesagt: man hat im Reiche jetzt angefangen, über uns mit derselben Liebenswürdigkeit zu sprechen, wie wir es über die draußen von jeher getan haben. Mag es noch so richtig sein, daß wir uns darüber nicht als über eine Ungerechtigkeit beschweren dürfen, so ist die Lage eben doch neu für uns, und es wird sich vielleicht lohnen, nach den Ursachen zu fragen.

Jede Erklärung, die alles auf eine einzige Ursache zurückführen wollte, wäre falsch. Aber wenn eine Deutung Aussicht hätte, als die richtige zu gelten, so wäre es diese: Deutschland hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten einen Nationalismus bekommen. Bekanntlich ist das deutsche Volk unter den großen Nationen Europas die einzige, die bisher kein dauerndes und in sich gefestigtes Nationalgefühl gekannt hat. An dessen Stelle sah man bei den Deutschen zu bestimmten Zeiten eine Art nationalistischen Krampfes, jedesmal als Auflehnung gegen einen Angriff (1870) oder gegen längere Mißhandlung (1813). Nach solchen Anfällen trat dann jeweils Beruhigung ein, und die Nation versank wieder in ihre vorherige Haltung, in jene erstaunliche Neigung, alles zu bewundern, was „weit her“ kommt, gewisse ausländische Nationalkulturen für überlegen zu halten, dieses bewunderte fremde Wesen nachzuahmen und einen Internationalismus und Kosmopolitismus zu pflegen, wie ihn weder England, noch Frankreich, noch Italien kennt. Gegenwärtig nun erlebt Deutschland wieder seinen Krampfanfall, aber — diesmal fragt man sich, ob es ein Anfall sei und nicht vielmehr der Beginn eines nationalistischen Dauerzustandes, der, wenn er wieder in ruhigere Bahnen lenken wird, zu einem wirklichen Nationalgefühl führen könnte. Denn der jetzige Erregungszustand hat bereits einige Jahre lang gedauert, was bei Krämpfen kaum vorkommt. Er ist hervorgerufen worden durch die Mißhandlungen, die das deutsche Volk sich seit 1914 hat gefallen lassen müssen: unerhörte Verunglimpfung in den Kriegsjahren und nachher Bearbeitung mit dem französischen Militärstiefel. Die Mißhandlung hat noch nicht aufgehört, denn was den vom Reich wider Willen abgetrennten deutschen Volkspaltern in Memel, Eupen und anderswo angetan wird, und was die Leute in Böhmen, Südtirol, Elsaß erleiden, weil sie zur deutschen Sprachgemeinschaft gehören, muß im Reiche als dem deutschen Volk angetan empfunden werden. Ob nun ein richtiger Nationalstolz und ein wirkliches Nationalgefühl dar-

aus entstehen wird, läßt sich heute noch nicht erkennen. Aber deutlich ist zu bemerken: der heutige Deutsche bewundert nichts mehr, weil es von weit her kommt, sondern ist eher geneigt, allem Ausländischen mit dem mißtrauischen Nasenrumpf zu begegnen, mit dem von jeher der echte Franzose das Wort *étranger* ausgesprochen hat. Wilhelm Hauff könnte die Geschichte von dem Jungen Engländer nicht mehr schreiben, und kein Klopstock braucht mehr seinen Volksgenossen zuzurufen: „Deutscher, sei nicht allzu gerecht!“

Wie haben wir sogenannte stammverwandte Schweizer uns in den Jahren des deutschen Unglücks verhalten? In der Kriegszeit war unsere notwendige Zurückhaltung für viele Deutsche eine Enttäuschung. Sie verstanden nicht einmal, daß wir beim Kriegsausbruch mehr Besorgnis um Deutschland zeigten als Begeisterung und Siegeszuversicht, und die nachherige kühle Neutralität begriffen sie um so weniger, als sie in der nicht-deutschen Schweiz eine frische, fröhliche Parteinahme sich ohne jede Hemmung ausleben sahen. Nach 1918 wurde die Lage zunächst besser. Selbst entschiedene Freunde Frankreichs wie die Zürcher Professoren Bovet und Magaz waren über den Versailler Frieden erschrocken, und in der Presse, namentlich in der katholisch-konservativen, zeigte sich während der ganzen Weimarer Zeit viel Verständnis für die Lage Deutschlands. Aber im Reiche las man zumeist nicht diese der Volksstimmung nahe stehenden Zeitungen, sondern die andern, diejenigen, die in den Abwehrversuchen der Deutschen gegen die erbarmungslosen Bedränger nur eine Störung des Völkerfriedens zu erblicken vermochten. Da mußte sich der Eindruck festsetzen, daß die Schweizer nicht zu den Freunden gehörten, und in den an Zahl zunehmenden Kreisen, die von nationalistischem Zorn gegen die Feinde ergriffen wurden, fing man an, uns Schweizer zu den unerfreulichen Nachbarn zu rechnen.

Etwas sehr wichtiges kam hinzu: der Neid des Verarmten, der einen vermöglichen Nachbarn neben sich sieht. Für den Durchschnittsdeutschen, der von unserm Land und Volk nicht sehr viel weiß, sind die Schweizer vor allem ein reiches Volk, auch heute noch, wo unser Wohlstand stark zurückgeht. Der Schweizer hat sein Vermögen nicht verloren, sein Auto nicht verkauft, er kann nach wie vor bauen, reisen, sich jeden Luxus gönnen. Wer etwa seit 1928 in Deutschland reiste und sich der gepolsterten Wagenklasse bediente, der konnte peinliche Augenblicke erleben, wenn er die Neugierde wahrnahm, die er erregte, und die Leute in den Bahnhöfen sich auf die Beine stellten, um durch das Wagenfenster nach dem reichen Ausländer zu sehen. Der Neid ist nicht eine vornehme Gesinnung, aber er entspricht überall der sittlichen Höhenlage des großen Haufens. Hat man so etwas wie Neid nicht auch bei uns treffen können in den Vorkriegszeiten, als Deutschlands blühende Wirtschaft den Eindruck machte, daß dieses Volk mit jedem Tag reicher werde, und deutsche Reisende uns mit dem ihnen eigenen Takt nach der Höhe unserer Gehälter fragten und sich teilnahmsvoll über deren Bescheidenheit wunderten? Wo aber in der Welt führt der Neid zum Wohlwollen?

Es gibt Leute, die in ihrer Herzenseinfalt meinen, wir hätten doch in den Kriegsjahren an den bei uns untergebrachten deutschen Soldaten und nachher an den vielen tausend Ferienkindern, ferner mit unsern schönen Liebespaketen, mit unsern Volksküchen in süddeutschen Städten wahrhaftig besseres verdient als Neid und Abneigung. Gewiß waren das für uns schöne Zeiten, als jeder von uns ein „Wienerkindli“ aus Düsseldorf, Halle oder Berlin an seinem Tisch hatte und alle Postschalter in Zürich belagert waren von den Aufgebern gut eingenähter und wohlversiegelter Lebensmittelsendungen, — schöne Zeiten für uns. Aber wo in der Welt sind die Leute in der Mehrheit, die gern an ihre Wohltäter denken? Im Lesebuch für die vierte Elementarschulklasse steht wohl eine Geschichte vom dankbaren Kotkohlchen, aber unter Menschen geht es anders zu: wer nicht über dem Durchschnitt steht, sieht im Wohltäter den Gläubiger und vergißt ihn, um ein unbehagliches Gefühl los zu werden. Ist der Wohltäter nicht vorsichtig, so kommt es zu einem Gedenken, das schlimmer ist als Vergessen. Auch das entspricht der Geminnungslage des großen Haufens. Damit aber, mit der Seele des großen Haufens, hat man es im Völkerleben zu tun, nicht mit den Regungen des Edelmenschen.

Weniger bemühend ist eine andere Überlegung: die heutigen Deutschen kennen unser Land nicht mehr. Einst bedeutete für die gebildeten Deutschen das Wort Schweiz glückliche Ferienerinnerung. Sie kamen in hellen Scharen zu uns, nicht mit dem Autobus für drei Tage, sie kamen für drei Wochen, nicht einmal, nein zehn, zwanzig, vierzig Jahre hintereinander in jedem Sommer. Sie kannten unser Land oft besser als wir und wußten um jeden Spazierweg im Berner Oberland und in Graubünden. Wenn sie darauf zu sprechen kamen, schwelgten sie in Erinnerungen an die Höhepunkte ihres Lebens; Schweiz, das war ein Wort, mit dem sich lauter Lustgefühle verbanden. Noch heute kann man da und dort in Deutschland bei Gesprächen dieser Gemüthshaltung begegnen. Aber nur bei älteren Leuten. Alles, was unter fünfzig Jahren steht, bleibt ganz und gar kühl bei der Erwähnung unseres Landes, für diese alle sind wir nur Ausland, zu dem man kein Verhältnis hat.

Und da trat nun im Jahre 1933 die entscheidende politische Wendung ein, die uns und allen Nachbarn des Reiches noch jetzt zu schaffen macht, ein Umsturz, der aus dem deutschen Staat mit Leidenschaft gerade das ausmerzt, was er vorher mit der Schweiz gemein gehabt hat, was recht eigentlich zum Wesen gerade unserer Eidgenossenschaft gehört: die bundesstaatliche Gliederung und die auf freier Meinungsäußerung und Parteigruppierung ruhende Beteiligung aller Bürger am Staatsleben. Das Ganze benennen wir Demokratie und bezeichnen es als die Eigenart der Schweiz. Der Demokratie aber, dem Wort und der Sache, erklärt der Umsturz von 1933 Krieg aufs Messer, ihre Verteidiger werden geächtet. Deswegen brauchte man ja noch nichts gegen die Schweiz zu unternehmen, zumal die Weimarer Republik doch eine andere Art Demokratie darstellte als

die Eidgenossenschaft und ebenso sehr der französischen parlamentarischen Republik gleich, wie ihrem Gegenteil, der oberdeutschen bundesstaatlichen Landsgemeindedemokratie. Immerhin ist es nicht bedeutungslos, daß schon in der Weimarer Zeit da und dort die wenig wohlwollende Redewendung von der „Verschweizerung des Reiches“ aufkam. Und Revolutionäre nehmen es nie genau mit den politischen Begriffen; ihre Kraft ist nicht der Gedanke, sondern die Leidenschaft. Die Schweiz mußte den Trägern der Umwälzung als das verhaßte Gegenteil ihres Dritten Reiches erscheinen; wir aber konnten nicht wohl anders, als ihnen das aus Überzeugung bestätigen. Trotzdem hätten wir uns nach einiger Zeit beruhigt und den Nachbarn die Freiheit zugestanden, sich das staatliche Haus nach den neuen Grundsätzen zu bauen; um so lieber hätten wir es getan, als wir ja ganz wohl sahen, daß die Weimarer Demokratie ein mißlungener Versuch gewesen war und ein Weg, auf dem es nicht mehr weiterging. Aber nun machte man im Reiche den Nationalsozialismus zum Ausfuhrartikel und versuchte, Österreich damit zu beglücken; da mußte sich unser Widerspruch zum Widerstand verhärten. Es erfolgten auch allerhand private, halb- oder auch ganzamtliche Unternehmungen zweifelhafter Art an unsern Grenzen. Zeitungsverbote, ein kleiner Kriegszustand ergaben sich. Zum ersten Mal seit seinem Bestehen war das Verhältnis des geeinten Deutschen Reiches zu uns nicht von mustergültiger Freundschaftlichkeit¹⁾. Wie es dann so geht: man erinnerte sich jetzt im Reiche alles dessen, was man Unerwünschtes an uns erlebt hatte.

Die g e s i c h t l i c h e Betrachtung der Dinge sieht aber über all diese Angelegenheiten der Gegenwart hinaus etwas anderes, nämlich eine n o t w e n d i g e Fortsetzung längst begonnener Entwicklung. Die Eidgenossenschaft ist ein Ableger des alten Deutschen Reiches, ist in dessen Schoß entstanden und langsam aus ihm herausgewachsen. Nach der tatsächlichen Ablösung (1499) und der rechtlichen Verselbständigung (1648) ist ihre Geschichte doch weiterhin der Deutschlands gleich gelaufen. Hier und dort dieselben Geschehnisse: Glaubensspaltung, innere Schwäche, Lockerung des Staatenbundes beinahe bis zum Zerfall, wenig ehrenvolle Abhängigkeit von dem königlichen Frankreich, nachher Überfall durch das revolutionierte, nationalisierte und militarierte Frankreich, Befreiung von diesem Joch durch den Sturz Napoleons, Ringen um ein neues, einiges Vaterland im neunzehnten Jahrhundert. Gemeinsam mit allen Deutschen erlebten wir auch den geistigen Aufschwung, die literarische Blüte, die philosophische, die wissenschaftliche, die künstlerische, etwa anderthalb Jahrhunderte, eine erhebende Zeit. Doch als an Stelle des locker gefügten Deutschen Bundes, des Deutschlands mit den verwachsenen Grenzen, das nicht einmal ein Zollgebiet bildete, und an dem die Könige von England (mit Hannover), Holland (mit Luxemburg und Limburg), Dänemark (mit Holstein) beteiligt waren, während umgekehrt seine führenden Mitglieder

¹⁾ Ich vergesse nicht den Wohlgemuthandel von 1889. Die damalige Trübung dauerte nur kurze Wochen.

an außerdeutschen Ländern (Neuenburg, Ost- und Westpreußen, Ungarn, Italien) Teil hatten, — als an Stelle dieses pudigen Deutschlands in der Bismarckischen Zeit ein straffes Staatengebäude mit deutlichen Grenzen trat, d. h. um 1866 und 1871, da mußten die Schweizer merken, daß sie an Deutschland keinen Teil mehr hatten. Was seither geschehen ist, erlebten Schweizer und Reichsdeutsche getrennt, erlebten es anders. Von 1871 an geht es auseinander. Im Weltkrieg wurde das dann vollends deutlich: Deutschland begeisterte sich, Deutschland entrüstete sich, Deutschland weinte, jubelte, trauerte, hoffte, blutete, verarmte, wurde mit Füßen getreten, gedemütigt, ausgeplündert und ausgehungert und mußte sehen, daß die Schweizer alle dem ohne andere als gelegentliche rein menschliche Teilnahme zuschauten, wenn auch politisches und kulturelles Mitfühlen bei sehr vielen Einzelnen zutage trat. Von Stammesgemeinschaft ist seither auf unserer Seite gar nicht mehr die Rede, und von Deutschland verlangen wir immer wieder, daß es diese Tatsache nicht geltend mache und sich ihre Leugnung ohne Widerspruch gefallen lasse. Wir haben hier ein Stück Geschichte der Schweiz, Mitteleuropas, des deutschen Sprachgebietes. Ein Rest des alten Römischen Reiches deutscher Nation zerfällt, Staatsgrenzen werden aus harmlosen roten Strichen zu tiefen Gräben und drohen zu schädlichen Kulturgrenzen zu werden.

Wir haben es nicht in der Hand, diese offenbar unvermeidliche Entwicklung aufzuhalten, bei der wir als der schwächere Teil die Leidtragenden sein werden. Aber wir haben Grund, sie unsererseits nicht durch Kopflosigkeit zu verschärfen. Denn ihr Endziel liegt möglicherweise durchaus nicht in der Richtung, die unserm vaterländischen Denken die liebste wäre.

Nietzsches „Ewige Wiederkehr“ und der heutige Mensch.¹⁾

Von **Erich Brod.**

Es ist schon oft versucht worden, dasjenige, was Nietzsches Bedeutung in der Geschichte des abendländischen Gedankens und der Lebensanschauung bedeutet, systematisch durchzugliedern. Man hat demgegenüber erklärt, daß das Aphoristische an Nietzsches Werken kein Zufall sei, sondern daß ihr Geist dem System unbedingt widerspreche. Allerdings gibt es wohl Denker, welche selber mehr bruchstückhaft oder impressionistisch produziert haben, dabei jedoch ein geahntes System im Auge hatten, das selber durchzuführen

¹⁾ „Nietzsches Philosophie der ewigen Wiederkehr“, Verlag Die Kunde, Berlin. — Ewige Wiederkehr nennt Nietzsche den Gedanken, daß, da die Bausteine der Welt nur eine begrenzte Zahl von Kombinationen zuließen, nach einer gemessenen Zeit immer dieselben Dinge wiederkommen müßten.